

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR BILDUNG UND KULTUR

RICHARD W. EICHLER

DEUTSCHES SCHICKSAL IM SPIEGEL DER SPRACHE

*„Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen,
was er an physischen verloren hat.“*

Der König von Preußen
nach der Niederlage von Jena und Auerstedt



Heft 33

der Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur in München



Professor Richard W. Eichler, Mitglied der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur, ist in Büchern, Zeitschriftenbeiträgen und Vorträgen der bedenklichen Ausweitung des Kunstbegriffes entgegengetreten und hat die könnerhaften Maler und Bildhauer unserer Zeit herausgestellt. Die Einsicht, daß der Verlust unbestreitbarer Kulturwerte auch im Bereich von Sprache und Dichtung deutlich wird, bewog ihn 1974 zu einer kritischen Betrachtung im Buch ‚Verhexte Muttersprache‘. Jenen Gedankengängen folgt diese Schrift.

Lieferbare Bücher von Richard W. Eichler

DIE WIEDERKEHR DES SCHÖNEN

2. Auflage, 452 Seiten mit 1063 Abbildungen
und Farbtafeln, Leinen 49,80 DM

KÖNNER · KÜNSTLER · SCHARLATANE

7., erweiterte Auflage, 424 Seiten, mit 192 teils
farbigen Abbildungen, Leinen 49,80 DM

DER GESTEUERTE KUNSTVERFALL

vereinigt mit ‚Viel Gunst für schlechte Kunst‘.
400 Seiten mit 280 Abbildungen und Farbtafeln
3. Auflage, Leinen 49,80 DM

Im Grabert Verlag Tübingen



RICHARD W. EICHLER

DEUTSCHES SCHICKSAL IM SPIEGEL DER SPRACHE

Im Deutschen sind der Volksname und die Sprache besonders eng verbunden, ja, im Ursprung decken sie sich. Aus germanisch *teuta* entsteht *thiudisk* im Sinne von völkisch. Als Karl der Große im Jahre 801 durch langobardisch-lombardisches Gebiet zog, bestand er darauf, 'theodisce' zu sprechen. Das Deutsche war seit etwa 700 zur Befehlssprache des fränkischen Heerbanns und zur Amtssprache der Obergerichte geworden. Die Volkssprache der Germanen auf deutschem Boden war damit zum deutlichen Gegensatz zum Römisch-Lateinischen geworden, die Deutschen grenzten sich mit ihrer Sprache gegen die Welschen ab.

Die deutsche Ostsiedlung hat die Ausbildung der gemeinsamen deutschen Hochsprache ermöglicht. An dieser Leistung waren mehrere Altstämme beteiligt, aus ihrer Begegnung konnte die verbindende, prägende Schriftsprache entstehen. Die Wirkung der Lutherschen Bibelübersetzung ist allgemein bekannt, weit weniger der Beitrag der Meißener und der Prager Kanzleisprache.

So viele Stürme auch über den mitteleuropäischen Raum hinwegbrausten, Grenzen verschoben wurden und Dynastien wechselten – der deutsche Kernraum behielt seine ursprüngliche Sprache. Dieser Begriff der Ursprünglichkeit verdient Betonung.

Von den großen Völkern Westeuropas haben allein die Deutschen ein aus eigenem Stamm hergeleitetes, lückenlos vererbtes Wortgut. Das der Engländer besteht etwa zur Hälfte aus germanischen Wörtern (für den intimeren Lebensbereich) und, von den Normannen vermittelt, solchen aus romanischer Quelle (für die kulturellen Begriffe). Die Franzosen und Spanier sind insgesamt Erben des römischen Weltreiches. – Bei uns ist die begrenzte Anzahl der Lehnwörter, insbesondere aus dem Lateinischen (Mauer, Kelter ...) noch kein Einwand gegen die Einheitlichkeit; daß im Einzelfall das Englische im Begriff *window* (Windaue) das schönere Wort besitzt im Vergleich zu *Fenster* (*fenestra*), bleibt Ausnahme.

Dieser Vorzug der Ursprünglichkeit bürdet uns die Verpflichtung zu ihrer Erhaltung auf. Eigenständigkeit im Sprachlichen aber ist zugleich eine Hoffnung, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschsprechenden während des Zeitraums eines geteilten Deutschland erhalten bleibt.

Leistungen der Sprache

Mit der Ausbildung einer gegliederten, auch zur geistigen Aussage befähigenden Sprache (ebenso wie mit dem 'zweckfreien' Kunstwerk) schuf sich der Mensch das ihn auszeichnende Merkmal – mehr als es sachliche Errungenschaften wie Wohnstättenbau, Feuerbeherrschung oder Werkzeuggebrauch sind. Mit Recht kann man behaupten, der Sprachbildungsstand stelle geradezu einen Gradmesser für die Kulturstufe dar.



Wir wissen, daß dieses Ereignis des Spracherwerbs – dessen Vorgang im Dunkel liegt – wichtige Voraussetzungen hatte. Der Vormensch verfügte über eine Greifhand, die ihm nicht nur zum Klettern, Ergreifen von Nahrung, zur Abwehr von Feinden und zum ‚Begreifen‘ von Gegenständen befähigte, er besaß auch zwei nach vorne gerichtete Augen, mit denen er sich räumliche Vorstellungen bilden und Entfernungen schätzen, also seine Umwelt allgemeiner als jedes noch so auf ein spezialisiertes Sinnesorgan beschränkte Tier erfassen konnte.

Zur zivilisatorischen und kulturellen Wirkung gelangt menschlich-sprachliches Denken und Handeln erst durch Überlieferung; Gedächtnis und später die Schrift halten fest, was die Neugier des Menschen an Einsichten und Erfahrungen ans Licht gebracht hat. Befreit vom blinden Reflex auf Triebe, vermag der Nachdenkliche zu sinnern, der Faustische zu forschen und zielstrebig zu handeln; so bleibt allein der Mensch ein Leben lang ein Werdender, Strebender. Schicksalhaft war für die Menschheitsentwicklung der Schritt vom ‚unbenannten‘ zum ‚sprachlichen‘ Denken.

Es wäre reizvoll, ist in diesem Rahmen aber nicht zu verwirklichen, den vielen Wechselbezügen zwischen Kunst und Sprache (und damit natürlich zur Religion) nachzugehen. Dazu regt allein schon der Satz Goethes an: „Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Schauen.“ Bildwerke oder Dichtungen – „das ist die in raumzeitlichen Vorstellungsbildern veranschaulichte, versinnbildlichte Erlebniswelt der Seele“, „Solche Werke erweisen sich als Gedächtnisprotokoll der Menschheit schlechthin – einer Menschheit, die nur auf die Weise der Kunst zum Augenblick sagen kann: Verweile doch, du bist so schön – weil du wahr bist.“ (Heinz Friedrich)

Das noch so begeisterte Rühmen der Sprache läßt uns nicht übersehen, daß es auch Schatten auf diesem Kleinod gibt. Mit Worten kann man ebenso Gutes stiften wie verletzen. Es gibt das ‚beredte Schweigen‘ ebenso wie die leere Geschwätzigkeit. Mit dem ausgesprochenen Wort wird unser Denken und Fühlen meist nur unvollkommen wiedergegeben, viel Mitschwingendes und Atmosphärisches geht verloren. Allein der Dichter als Sprachmächtiger hat die reichere Palette, um das sonst Unsagbare aussprechen zu können. Josef Weinheber, einer der letzten großen Sprachkünstler, jubelt:

O namenloses Glück, sich mitzuteilen!
Du Gnade, von der Gottheit schön geschickt!
Du wahres Wunder! Ihr halb blinden, trägen
Gefühle, du Geschautes in und um:
Nun laßt ihr euch vergleichen und bewegen
Und ordnen nach der Worte Mittlertum.
Das meisterliche Ich zerschlägt die Schranke
Und löst das Du aus seiner stummen Qual.
Ein strenges Üben fügt im Bild zusammen,
Was sonst in Bildern flüchtig war und Dunst.
Entflammt am Geist, darf es den Geist entflammen...

Sprechen ist ein wesensgemäßes Ordnen der Welt. Welche geistige Leistung vollbringt ein Kind in wenigen Jahren! Nach dem Benennen und Zuordnen beginnt das Unter-

scheiden. So verschieden auch Hunde aussehen mögen – das Kind unterscheidet sie vom Wolf, faßt Kirsche und Banane zu ‚Obst‘ zusammen.

Im Vorteil ist, wer einer Gemeinschaft mit einer reichen Sprache angehört, denn er findet in ihr einen Vorrat an Weisheit und Wissen und hat durch sie Zugang zu anderen Weltsprachen. „Schon den Umkreis der Wörter, die der Mensch gehört hat und vom Hören her auch versteht, ist größer als seine konkrete Erfahrung, ... darüber hinaus entfaltet die Sprache ein Ganzes des Weltverständnisses, eine ‚Weltansicht‘ (Humboldt) ...“ (Otto Friedrich Bollnow, ‚Die Macht des Wortes‘, Essen 1964) Seit Opitz, Schottel, Leibniz, Herder, den Klassikern, Wilhelm von Humboldt, Jean Paul bis Rilke, Klages und Weisgerber ist so viel zum Lobe der deutschen Sprache gesagt worden, daß hier nur auf meine Würdigung verwiesen werden kann. (Richard W. Eichler, Verhexte Muttersprache, München 1974)

Was macht das Besondere unserer deutschen Sprache aus? Es ist die Wahlmöglichkeit zwischen Wörtern mit fein gestuften Bedeutungen; ihre Eigenart, durch Zusammensetzungen, Vor- und Nachsilben den Wortschatz unbegrenzt zu erweitern; ihre Schmiegsamkeit beim Übersetzen; ihre ‚tätige‘ Grundhaltung, Kraft und Dynamik (im Vergleich zur Passivität in vielen exotischen, aber zum Teil auch in slawischen Sprachen).

Die Klangbreite des Deutschen ist groß. Logau hat es geradezu lautmalerisch vorgeführt:

Kann die deutsche Sprache schnauben,
schnarren, poltern, donnern, krachen –
kann sie doch auch spielen,
scherzen, liebeln, götteln, kürmeln, lachen.

Und der große Luther: „... ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genügsam in lateinischer oder andern Sprachen reden mag, daß es also dringe und klinge ins Herz, durch alle Sinne, wie es tut in unser Sprache.“

Wie andere durchgeistigte und seelenvolle Sprachen auch (im Griechischen etwa ‚logos‘, im Lateinischen ‚res‘) hat das Deutsche Begriffe, die schlechthin unübersetzbar bleiben, darunter Gemüt, Wesen, Heimat, herzhafte, wandern. „Ich liebe die deutsche Sprache. Sie ist kräftig, aber voll Musik. Die Vögel singen...“, so der französische Schauspieler Michel Piccoli. (AZ München 26. 5. 1983)

Mit der Preisgabe oder Vernachlässigung eines guten deutschen Wortes würden wir auf ein Stück unserer Geistesgeschichte verzichten. Ich habe an anderer Stelle Beispiele dafür angeführt, daß sich die Wurzeln unserer deutschen Sprache bis in die Steinzeit zurückverfolgen lassen, daß sich ihre Begriffe zugleich schmiegsam den Erfordernissen der neuen Zeit angeglichen haben.

Selbst hinter den Schwierigkeiten der Sprache, etwa der ‚Unlogik‘ der Geschlechtswörter vor den Hauptwörtern, verbergen sich oft tieferer Sinn oder Poesie: *die* Quelle (das Mütterliche), *der* Fluß, *der* Strom (das Männliche), *das* Wasser (das Sächliche).

Bei allem Verständnis für die Erfordernisse einer Welt der Technik, der Überschallflugzeuge und der Massenreisen: Es wäre der Abstieg, wenn wir uns künftig nur noch nach dem Gebot von Piktogrammen, jener internationalen Zeichensprache (Messer und

Gabel für Gaststätte, durchgestrichene Kamera für Photographierverbot) bewegen würden. Auch wenn ein Sprachgenie wie der 1867 in Freiburg in Schlesien geborene Legationsrat Emil Krebs, der 90 (neunzig) Sprachen und Idiome beherrschte, eine Ausnahmerecheinung bleibt, so ist doch das Erlernen jeder zusätzlichen Sprache der Eintritt in eine bereichernde neue Welt.

Immer weise ich gerne auf das Lob hin, das Albert Schweitzer dem Deutschen gezollt hat. (‚Aus meinem Leben und Denken‘, Hamburg 1955) „Wohl spreche ich von Kindheit auf Französisch gleicherweise wie Deutsch. Französisch empfinde ich aber nicht als Muttersprache, obwohl ich mich seit jeher für meine an die Eltern gerichteten Briefe ausschließlich des Französischen bediente, weil dies so Brauch in der Familie war. Deutsch ist mir die Muttersprache, weil der elsässische Dialekt, in dem ich wurzle, deutsch ist.“ „Den Unterschied zwischen der deutschen und französischen Sprache empfinde ich in der Art, als ob ich mich in der französischen auf den wohlgepflegten Wegen eines schönen Parks erginge, in der deutschen aber mich in einem herrlichen Wald herumtriebe.“ Im gleichen Sinne urteilt Wilhelm Hausenstein, für den das „Persönliche ... in der französischen Sprachkonvention offenbar eben nur einen sehr begrenzten Spielraum hat“. (‚Impressionen und Analysen‘, München, 1969) Und auch das Urteil von Germaine de Staël (‚Über Deutschland‘, 1810) sollten wir in Erinnerung behalten: „Das Deutsche ist nicht so beweglich und tut gut, so zu bleiben, wie es ist, denn nichts flößt mehr Abscheu ein als die deutsche Sprache, wenn sie zum Lügen gebraucht wird ... Der schleppende Satzbau, die vielen Konsonanten und die gelehrte Grammatik hindern sie, die glatte Doppelzüngigkeit mit Charme zu verbinden ...“ Eine spröde Geliebte, aber eine treue.

Sprachliches Geschehen ereignet sich auf drei Ebenen. Die allgemeinste ist das allen Menschen gegebene Sprechvermögen. Die besondere und wichtigste ist die Sprachgemeinschaft, das Volk oder der Stamm mit der ihm eigenen, von ihm geprägten Sprache. Die dritte ist die persönliche Sprache des einzelnen mit ihren unverwechselbaren Merkmalen: Wortwahl, Satzbau, landschaftliche Färbung, Tempo, Pausen ... So ist die Sprache ein niemals Abgeschlossenes, sie wandelt sich unter dem Einfluß sowohl der anderen Sprachen als auch unter der Wirkung von Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben Eigenart zu verbreiten vermögen – zum Guten wie zum Schlechten. „Die Sprache ... ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“ (Wilhelm von Humboldt) Viele Sprachen bieten *viele eigenwillige* Ansichten von der Welt; eine ‚Weltsprache‘ ergäbe *ein einseitiges* Bild der Welt. Nicht zufällig sind alle Versuche einer Kunstsprache, bis hin zum Esperanto, gescheitert.

Nicht ohne Grund haben die Gleichmacher-Ideologen die Sprache – wie die Künste auch – ins Fadenkreuz ihrer Anschläge genommen. Sie spüren in ihr ein wesentliches Stück naturgewachsener Kultur, etwas die Menschen ethnisch (aber auch geistig-klassenmäßig) hörbar Unterscheidendes. (Von Oliver Hassenkamp las ich einmal: Früher gab es oben und unten; heute gibt es rechts und links; bis einer den Mund aufmacht – dann gibt es wieder oben und unten.)

Der Dichter – Pflegevater oder Verderber der Sprache?

„Immer war es das Vorrecht der Dichter und wird es auch bleiben, Wörter, mit dem Stempel der Gegenwart geprägt, in die Menge zu senden ... Mit Maß jedoch ist die Freiheit zu üben, denn die neuen Formen gewinnen nur Geltung, wenn sie, sparsam fließend, aus griechischer Quelle geschöpft sind.“ So Horaz in seiner ‚Ars poetica‘ über die Verantwortung der Dichter der Sprache gegenüber, und er meint an anderer Stelle die lateinische ebenso wie wir die deutsche.

Künstlerisch gestaltende Sprache ist höchste Ausdrucksform, die Lyrik wiederum deren bündigste und geläutertste Aussage. Das Erstaunliche: Der Grundstoff einer schlichten Mitteilung ist der gleiche wie der eines Poems – Wörter und Sprachregeln.

Zerhackte Prosa ist noch lange kein Gedicht. Über die mit poetischem Anspruch auftretende Geistlosigkeit ärgerte sich auch Joachim Fernau (Suite Nr. 1', München 1961): „Ein Gedicht war einst ein Wunder: Unerklärlich in seiner Einfachheit, aber erleuchtend wie ein Blitz. Es erlöste die Stummen. Daher wurde es im Munde geführt. Es lebte auf der Straße, im Alltag, im Volk. Es war die Trompete der Fröhlichen und die Viola da gamba der Beladenen. Aus diesem Paradies hat man mit einem Hochmut ohnegleichen das Volk vertrieben. Seitdem schweigt es. Hören denn diese Gaukler die Totenstille nicht? Nein; sie haben sich zu einer Alchimistengilde zusammengeschlossen und verkehren nicht mehr mit dem Volk. Sie experimentieren in ihren lyrischen Labors, und wenn es verschoben dunstet, wenn es tiefenpsychologisch nebelt oder fortschrittlich knallt, dann genügt ihnen das, und sie loben sich gegenseitig Orden an den Hals.“

Die in geordnete Sprache gekleidete Aussage gewinnt bereits einen Grad von Tatsächlichkeit und Verbindlichkeit (man erinnere sich der Formulierungsnöte der Zeugen bei Parteispinden-Ermittlungen; zwischen Schutzbehauptung, Erinnerungslücke und ‚Black-out‘ ist kaum noch zu unterscheiden). Den Verzicht auf gedankliche Ordnung durch Sprache hat James Joyce in seinem ‚Ulysses‘ als Stilmittel genutzt. Molly Bloom sinniert dort halbwach:

„Ja weil er so was noch nie verlangt hatte ihm sein Frühstück ans Bett zu bringen mit ein paar Eiern seit dem City Arm Hotel wo er öfters liegenblieb und jammerte und den Vornehmen spielte um sich nur bei der alten Ziege der Frau Riordan interessant zu machen und von der er was zu erben dachte und sie vererbte uns keinen Heller alles für Messen für sich selbst und ihre Seele war der größte Geizhals der je gelebt hatte wirklich Angst 4d für ihren Brennschwein auszugeben erzählte mir all ihre Krankheiten quatschte auch dauernd über Politik und Erdbeben und das Ende der Welt erstmal ein bißchen Spaß lieber Gott wenn alle Frauen so wären wie sie und über Badeanzüge und tiefausgeschnittene Kleider schimpften ...“

Nun, gerade der offiziös hochgelobte Teil der Literaten nutzt heute das Erbe an dichterischen Formenschätzen wie einen Steinbruch, dessen verunstaltete Trümmer er originalitätsüchtig vermarktet.

Es ist keine Verleumdung, wenn wir als charakteristisches Stilmerkmal der modisch-manieristischen, zeitgenössischen Literaturproduzenten das Schweinigeln feststellen.

Mit einem literarischen Grobianismus, einer kraftvollen Derbheit hat die Ferkelei um ihrer selbst willen nichts gemein. Wir versagen uns Zitate; erwähnen lediglich eine Episode von einer Tagung der vom Luchterhand Verlag einberufenen Beratung der ‚Butt‘-Übersetzer. Autor Grass wurde um Rat gebeten: „Eva Liljegren ist wirklich eine Dame, älter schon, ganz schmal in geblühtem Seidenjersey, mit großen hellen Augen in einem Gesicht so klein und freundlich wie ein Weihnachtsäpfelchen. ‚Was bitte‘, sagt sie mit leise singendem Akzent in die betriebsame Stille hinein, ‚ist eine – ausgemachte Furzidee –?‘“ (Börsenblatt d. deutschen Buchhandels, Frankfurt/M. 13./14. 2. 1978)

Die Psychologen verwenden den Begriff der ‚Kontrastimitation‘; damit wollen sie sagen, daß ein Mensch leicht das Verhaltensmuster eines Gegners annimmt, den zu bekämpfen er vorgibt. Man prüfe die Intoleranz unserer Tage auf ihre Wurzeln. Ideologie und Kommerz gehen auffällig oft Hand in Hand.

Auch heute wird an Legenden gebastelt. „Man soll die heftig grassierende Legende von den goldenen zwanziger Jahren unbarmherzig demontieren! Sie schafft Verwirrung und unrichtige Maßstäbe. – Würde man die sogenannte ‚große‘ oder auch ‚goldene‘ Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler im rechten Licht sehen, dann hätte man gesunde Grundlagen für die Bewertung der Gegenwart, dies insbesondere auch auf dem Gebiet der Künste – dann würde unter anderem die Brecht-Legende, die Kerr-Legende, die Reinhardt-Legende, die Jessner- und Piscator-Legende dahinschwinden ...“ (Hans Weigel, ‚Blühende Sprache in einem aufgetauten Land‘ in ‚Sprache im technischen Zeitalter‘, Stuttgart 6/1962 S. 453). Zuletzt wird Weigel geradezu halsbrecherisch kühn: „Es ist nicht alles Gold, was im Dritten Reich nicht glänzen durfte. Durch Hitlers Maßnahmen gegen Juden und ‚Nichtarier‘ wird die Prosa von Werfel und Hofmannsthal, von Wassermann und Stefan Zweig nicht rückwirkend besser. An ihr muß jede Wiedergutmachung scheitern, denn sie war nie gut.“ (S. 456)

Literatur und Gesinnung – in neuerer Zeit selten Hand in Hand. Das künstlerisch Große ist indes gewiß nicht ohne Ethos zu schaffen. Für die Tendenzkunst genügen ein wenig Talent, viel Elastizität und ein schlechtes Gedächtnis: „Was geht mich mein albernes Geschwätz von gestern an?“ Nach diesem Muster verfuhr auch Brecht. Am 17. Juni 1953 schrieb er als erstes einen Ergebnheitsbrief an Ulbricht: „Die Geschichte wird der revolutionären Ungeduld der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ihren Respekt zollen ... Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen in diesem Augenblick meine Verbundenheit mit der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands auszudrücken. Ihr ...“ In einem inzwischen berühmt gewordenen Gedicht aber schrieb er dazu so: „Nach dem Aufstand des 17. Juni / Ließ der Sekretär des Schriftstellerverbands / In der Stalinallee Flugblätter verteilen / Auf denen zu lesen war, daß das Volk / Das Vertrauen der Regierung verscherzt habe / Und es nur durch verdoppelte Arbeit / Zurückerobern könne. Wäre es da / Nicht noch einfacher, die Regierung / Löste das Volk auf und / Wählte ein anderes?“ (Die Welt, Hambg., 29. 11. 81)

Immer noch die köstlichste Episode in der an Blamagen nicht armen Nachkriegs-Literaturgeschichte ist der Fall Krämer/Forestier. 1952 waren dem Eugen Diederichs Verlag Gedichte eines Elsässers mit abenteuerlichem Lebenslauf zugesandt worden:

Jahrgang 1921, Studium in Straßburg und Paris, SS-Freiwilliger in Rußland, vor der Verurteilung freiwillig zur Fremdenlegion nach Indochina, dort vermißt ... Im gleichen Jahr noch erschien sein Gedichtband *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße*. Lob kam aus berufenstem Munde. Karl Krolow: „dichterisch bis in die Nuance“; Gottfried Benn: „wunderbar zarte, gedämpfte melancholische Verse“; Stefan Andres: „Wir Deutschen hatten noch keinen Rimbaud, mit Forestier haben wir ihn“, und so noch viele andere.

Lange Gesichter gab es, als die Bombe platzte: Autor war der 1918 in Düsseldorf geborene Dr. Karl Emerich Krämer mit sehr ähnlich bewegtem Lebenslauf: Ausreißen von zu Hause, mit 17 erster Erzählband, Abitur nachgeholt, Retter von drei Kindern aus dem Rhein, Oberbannführer der HJ, acht Jahre Front und Gefangenschaft, Studium, Verlagsleiter, Autor. Nach der *Enthüllung* „ging ein Presse-Trommelfeuer schwersten Kalibers auf mich los“ (Krämer). Es begann das Palaver darüber, ob die Lobsprüche auch für den *Ehemaligen* gelten sollten.

Als Henry Jaeger 1955 nach einer Serie von Raubüberfällen zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, war die Basis für seine literarische Laufbahn gelegt. Er schrieb in der Haft seinen Erstling *Die Festung*. Nach dem Erscheinen wurde er entlassen, schrieb unter anderem *Das Freudenhaus*. Seit Jean Genet, der die amoralischen und abartigen Existenzen mythologisiert hat, ist die Zugehörigkeit zum *Milieu* mehr wert als manche Auszeichnung. Die Werbeleute der Verlage stellen die kriminelle Vergangenheit ihrer Autoren heraus, als wäre sie ein Gütezeichen, *Spiegel* und *Boulevardpresse* folgen mit ihren Lobpreisungen.

Nur angedeutet kann hier werden, was überhebliche und kulturverachtende Regisseure mit den Großen der dramatischen Literatur treiben. Mittlerweile wird es keine deutsche Bühne mehr geben, auf der die Arroganz des künstlerischen Nihilismus, der Werteverneinung, nicht ihre Macht gezeigt hätte. Das Theater als unmoralische Anstalt. Aus eigener Erfahrung hat neulich Siegfried Lowitz die Zustände öffentlich gegeißelt.

Es war nur eine Philippika unter mehreren. Ein zorniges Rauschen im lizenzierten deutschen Blätterwald erregte die Rede Emil Staigers, des Schweizer Literaturhistorikers, die er am 17. Dezember 1966 in Zürich gehalten hatte und in der er mit dem Dekadenzliteraten hart ins Gericht ging:

„Erst wo er selber mit dem Verbrecherischen, Gemeinen sympathisiert, wo ihn die bare Neugier auf den Weg in die düsteren Bereiche lockt und wo er nichts als uns zu überraschen und zu verblüffen hofft, erst da verfehlt er seinen Beruf und macht er sich des Mißbrauchs der gefährlichen Gabe des Wortes schuldig. Ein Schauspiel, dem wir heute in erschreckendem Maße ausgesetzt sind! Man gehe die Gegenstände der neueren Romane und Bühnenstücke durch. Sie wimmeln von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheußlichkeiten großen Stils und ausgeklügelten Perfidien. Sie spielen in lichtscheuen Räumen und beweisen in allem, was niederträchtig ist, blühende Einbildungskraft.“

„Denn wenn man anfängt, nur das Ungewöhnliche, Einzigartige, Interessante als solches zu bewundern, führt der Weg unweigerlich über das Aparte, Präziöse zum Bizarren, Grotesken und weiter zum Verbrecherischen und Kranken, das nicht als

Widerspiel in unserer Einbildungskraft ein wohlgeratenes, höheres Dasein evoziert, das vielmehr um seiner eigenen Reize willen gekostet werden soll und meistens auch gekostet wird. Vermutlich ist vielen nicht wohl dabei. Sie lassen sich Dinge mundgerecht machen, mit denen sie im wirklichen Leben nicht das geringste zu tun haben möchten. Der Bürger applaudiert dem politischen Terror, die Dame der guten Gesellschaft sexuellen Exzessen, deren bloße Erwähnung sie sich in ihrem eigenen Hause verbitten würde. So spüren sie doch vielleicht so etwas wie eine ungemütliche Regung. Doch diese Regung kommt nicht auf. Sie erstickt im Respekt vor der Kunst an sich.“

Damit haben wir uns einer weiteren Unart des Modernismus genähert. In Wort, Bild und Ton ist er ohne Heiterkeit. Die ‚Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung‘, an diesem Zustand mitschuldig, sah sich veranlaßt, 1972 als Thema einer Preisschrift zu benennen: „Ist unserer Literatur die Heiterkeit vergangen?“ Auch Peter Handke hatte es gemerkt und warnte in ‚Über die Dörfer‘: „Ihr Leute,... die Freudeverderber sind überall.“ Noch deutlicher wurde Hans-Jürgen Heise (‚Die Zeit‘, Hamburg, 20. 8. 1982): „Warum, frage ich mich, kann man wohl einem bei der Arbeit pfeifenden Dachdecker begegnen, doch kaum noch einem fröhlich gestimmten Poeten? Gibt es im Kulturbereich Filter, die nichts Leichtes und Unbeschwertes durchlassen – Ariel sozusagen, in der Strafvollzugsanstalt der Miesepetrigen?“

Müssen wir nach dem Gesagten verzweifeln, ist von den Schreibenden nur Schaden für unsere Sprache zu erwarten? Natürlich nicht. Es gibt nach wie vor eine Basis von Könnern und – gleich einem Leuchtturm überragend – Ernst Jünger, den Nestor der deutschen Literatur. Wie haben sich neulich, an seinem neunzigsten Geburtstag, die Kritiker gewunden! Wie souverän hingegen der Sozialist François Mitterrand, der Jünger in dessen Haus in Wilflingen besucht und ihn im Elyséepalast empfangen hatte! Deutschen Präsidenten dagegen liegt ein Typ wie Joseph Beuys näher. Man wünscht sich, daß Ernst Jünger eines (hoffentlich noch fernen) Tages ein Nachruf des Herrn v. Weizsäcker erspart bleibt.

Die englische Krankheit

Prinz Philipp hatte anläßlich des Besuchs der englischen Königin die Fernsehleute gefragt: „Ja habt ihr denn noch immer kein deutsches Wort für Live-Sendung?“ Sprachliche Unterwürfigkeit („linguistic submissiveness“) und die „Hochachtung für alles, was aus Amerika kommt“, war der Londoner ‚Times‘ an uns Deutschen schon zu Anfang der siebziger Jahre aufgefallen. Sie zählte eine lange Reihe solcher Einfuhren auf und urteilte: „Es ist kaum glaubhaft, daß das Deutsche eine der großen Weltsprachen ist. Auch die Sprache scheint 1945 eine Niederlage erlitten zu haben.“ Tröstlich ist eine Erkenntnis der ‚Projektgruppe Sozialwissenschaftliche Sprachforschung‘ an der Universität Konstanz: Je intelligenter ein Student ist, desto weniger überträgt er das Fremdwort der Hochschule auch in den Alltagsbereich.

Das Übel der Fremdländerei und der Modetorheiten ist nicht neu. Dem hessischen Geheimrat Johann Michael Moscherosch (1601–1661) wird das ‚New Klagelied, Teutsche Michel genannt, wider alle Sprachverderber‘ zugeschrieben, in dem es heißt:

Ein jeder Schneyder will jetzt und leyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein ...
Ihr fromme Teutschen, man solt euch peutschen,
Daß ihr die Muttersprach so wenig acht ...

Wer vor der Notwendigkeit steht, seine Gedanken in schriftliche Form zu fassen, kennt die Anstrengung, den möglichst genau treffenden Begriff zu wählen. Fast immer bietet die deutsche Sprache einen ganzen Fächer von Wörtern an, und es liegt am Sprachgefühl des Schreibenden, das angemessene zu finden. Die Versuchung, statt dessen ein manchmal bequemerer, weil griffigerer und vieldeutiger Fremdwort zu setzen, ist heute groß.

Unsere ‚alten Hüte‘ heißen inzwischen Frustration, Lebensqualität (neben ‚Petitesen‘, offenbar für Bagatellen, ein Beitrag Willy Brandts), Null-Option, konzertierte Aktion (Karl Schiller), relevant, Curriculum ... Davon kann jeder Leser noch viele Beispiele selber nennen.

Als gesicherte Erkenntnis darf gelten, daß die ‚Erlesenheit‘ des Vokabulars oft im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung des besprochenen Gegenstandes steht. Die ‚documenta 6‘ in Kassel war vom künstlerischen Leiter Manfred Schneckenburger so gekennzeichnet worden: „Die Tendenz zur Grundlagenforschung und Selbstreflexion der künstlerischen Medien als Realitätssicherung des Künstlers auf seinem ureigenen Feld, die Tendenz zu analytischer Transparenz des Machens als Gegengewicht zur Vortäuschung dokumentarischer Wirklichkeit durch mediale Herstellungsverfahren, die Tendenz zu körperlicher Primärerfahrung in der Plastik als Alternative zu einer sekundär vermittelten Welt, die Tendenz zum Purismus monochromer Bilder als Antwort auf Bilderinflation ringsum.“

Der Unfug einer angeberischen Scheinwissenschaftlichkeit beginnt schon am grünen Holze, also in der Schule. In dem Buche ‚Kommunikative Didaktik‘ (Weinheim 1976) heißt es, und es wäre dringend Übersetzungsbedürftig: „Die Beiträge dieses Buches verstehen das pädagogische und didaktische Feld als einen Strukturzusammenhang spezifischer Interaktion, der, bei aller Intentionalität, so zu gestalten ist, daß er die Annäherung an Kommunikations- und Handlungsstrukturen erlaubt und fördert, in denen immer mehr bewußte und kritische Partizipation und Handlungsfähigkeit elaboriert werden kann.“

Der Spott über ‚Sprachpuristen‘, den jene üben, die sich gern das Mäntelchen des Progressismus umhängen und noch nie begriffen haben, wo der Fortschritt wirklich liegen könnte, fällt neuerdings nicht mehr so leicht. Unsere selbstbewußten französischen Nachbarn scheuen sich nämlich nicht, der Flut oft gedankenloser angelsächsischer Neuwörter sogar mit gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten. Demnach ist seit 1976 „... die Verwendung der französischen Sprache verpflichtend. Die Benützung jedes Fremdwortes oder jeder fremden Wendung ist verboten, wenn es eine Wendung oder ein Wort gibt, das den Bedingungen des Erlasses ... ‚Über die Bereicherung der französischen Sprache‘ entspricht. Der französische Wortlaut kann durch eine oder mehrere fremdsprachige Übersetzungen ergänzt werden.“

Bereits Luther hatte unseren Sprachschatz bereichert, unter anderem mit Schauplatz, Rüstzeug, Richtschnur, Schwarmgeist, wetterwendisch, Bubenstreich, Blutgeld, Fallstrick – Zusammensetzungen vertrauter Wörter also, die neuen Sinn ergaben. Die Leistungen unserer Klassiker auch in diesem Bereich sind kaum abzuschätzen.

Goethe, der zuvor noch gespottet hatte (Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern; Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht“), hat in Neuauflagen seiner Werke so manches überholte fremde Wort durch ein deutsches ersetzt. Besonders einfallsreich war Friedrich Schiller, dem wir unter anderem verdanken: Erfindungsgeist, Fürstengunst, Fehlschlag, Kunstfleiß, Weltmann, Weltordnung, Seelenfriede, Wohllaut, Schattenbild, Selbstverteidigung, Landenge, Gaukelbild, Sinnenwelt, Glückspilz, Mißstimmung, Schwerkraft, Schuldbuch, scharfsichtig, anstellig, schutzlos, selbstzufrieden, entnervt, inhaltsschwer, sich gütlich tun, abhärten ... Lessing hat uns den Begriff bieder beschert, Wieland Elfe und Königtum, Richard Wagner hat Germanisches und Altdeutsches wiederbelebt und volkstümlich gemacht: Minne, Brünne, Walküre, Walhall; durch die Tarnkappe trat Tarnen und Tarnung an die Stelle von Camouflage. Mit größter Selbstverständlichkeit verwenden wir Neubildungen wie Abhandlung, Doppelpunkt, letzter Wille, Bittsteller, Emporkömmling, Weltall, Mundart, Wörterbuch, Briefwechsel, Leibesübungen, Werbung, Bücherei, Laufbahn ... Auch Heinrich Campe sei Dank.

Mit der Gründung des Zweiten Reiches erwachte auch das Selbstbewußtsein im Sprachlichen. Am 2. Juli 1875 ordnete Generalpostmeister Heinrich v. Stephan an: „Die Postbehörden und Postanstalten haben fortan die neuen Bezeichnungen im dienstlichen Verkehr regelmäßig anzuwenden ...“ Bald schon hatten sich eingebürgert: Anschrift für Adresse, Eilzustellung für Express, postlagernd, eingeschrieben ... Die Eisenbahner schlossen sich an (Fahrkarte für Billet, Bahnsteig für Perron), und auch das Heer gab sich Mühe.

Es fällt auf, daß in den meisten Fällen der deutsche Begriff im Vergleich zum fremden ein Höherwertiges bezeichnet; man prüfe daraufhin: anmutig/charmant, treulos/perfide, Leichnam/Kadaver, Antlitz/Visage. Wer vom Auto spricht, tut es vergleichsweise gleichgültig, in ‚mein Wagen‘ klingt Besitzerstolz und Zuneigung mit. Zwar verfügen wir über viele Politiker, welchen indes könnte man einen Staatsmann nennen?

Wenden wir uns noch kurz einem anspruchsvollen Gebiet zu. Als unseren germanischen Vorfahren der Christengott gebracht wurde, besaßen oder fanden sie für die geistigen und gefühlsmäßigen Dinge eigene Begriffe: Gott, Heiland, heiliger Geist, Liebe, Gnade, Demut, Trost, Gebet, Sünde, Himmel und Hölle, Erlösung, Auferstehung, Fronleichnam, Weihnachten und Ostern. Fremde Bezeichnungen benötigten sie lediglich für die diesseitigen ‚Betriebsmittel‘, wie Priester, Abt, Bischof, Papst, taufen, auch Kirche, Litanei, Hostie, Monstranz ... So empfand es Goethe:

Und wenn du ganz
In dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst.
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!

Ich habe keine Namen dafür!
Gefühl für alles,
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Sprachdummheiten

„Einmal war es so: Der Mensch verstand nur wenig, aber das Wenige bewegte ihn tief. Heute versteht er viel, aber es bewegt ihn nicht oder doch nur oberflächlich oder fratzenhaft.“ Seit Sören Kierkegaard hat sich dieser Zustand des menschlichen Bewußtseins noch dramatisch verschlimmert.

Beobachtungen, die einst selbstverständliches Wissen auch des einfachen Menschen waren, werden heute in die schwülstige Form der (Schein-)Wissenschaftlichkeit gekleidet, so wenn etwa die Kindergärtnerin zur Mutter sagt: „Wenn Ihr Kind alle Kontaktaufnahmeversuche und Mitspielangebote kategorisch ablehnt und aggressiv reagiert, dann sind das Signale eines sozialen Fehlverhaltens.“ Weite Bereiche der Psychologie, Soziologie, Politologie, aber auch der Kunstinterpretation und Philosophie enthüllen sich bei kritischer Betrachtung als aufgeblasene Binsenweisheiten, oft genug auch als Plattheiten. Was ein Schafhirte von einst an Wissen und Erfahrung besaß und nicht des Beredens für nötig gehalten hätte, wird heutzutage von ‚Spezialisten‘ ‚erforscht‘, anspruchsvoll ‚artikuliert‘ und zum Gegenstand ‚wissenschaftlicher‘ Publikationen gemacht.

Der Mentalität mancher zeitgemäß Angepaßten entsprechen jene Neuwörter, mit denen klare, kraftvolle Begriffe ins Blasse und Schlappe umgedeutet werden. Der Lehrling wird so zum Azubi, zum Auszubildenden, das heißt, die Verantwortung wird vom Lernenden auf den Ausbilder abgewälzt. Die Mutter verblaßt zur Bezugsperson, der Vater in der Behördensprache zum Haushaltsvorstand; aus ‚arm‘ wird ‚sozial schwach‘. Die Stadt verkommt zum Ballungszentrum, der Arbeiter zum Lohnabhängigen, der Unternehmer zum Arbeitgeber.

Solange es junge Menschen gibt, haben sie sich von den Erwachsenen zu unterscheiden getrachtet, auch in der Sprache. Das war bei den Studenten, bei der Gassenjugend und den Halbstarken von vorgestern so. Das Vokabular wechselt, wer mit den Tönen von gestern kommt, ist schon ‚out‘. Tragikomisch wird es, wenn ‚gestandene‘ Leute diese Tour nachahmen: „Dumpf spüren wir Pfarrer, daß man nicht mehr ‚ankommt‘ mit gestrigen Reden wie ‚Meine lieben jungen Freunde, ein ergreifendes Wort des Völkerapostels möchte ich heute tief in euer Herz senken ...‘ Nein, das ist vorbei. Ich habe dem Jungvolk eindringlich aufs Maul geschaut und werde meinen nächsten Exerzitienkurs für junge Soldaten so beginnen: „Also, peoples, das habe ich geschnallt: Daß ihr null Bock habt auf fromme Anlaberei. Werde schon den Sound finden der echt anknallt. Kenne doch die ätzende Verarschung, die ihr beim Bund dauernd aufgeknaackt kriegt! O. k., ihr könnt in Zivillamotten hier rumlatschen, ist gebongt, echt, gibt ein irres Feeling und so. Aber eins müßt ihr raffen: Wer Randle macht, hier nur rumsülzt oder mich tierisch anfiest, der fliegt echt raus. Unheimlich wenig in der Birne haben und Bambule machen, die Preßleiste hochklappen und volllaufen lassen, da läuft hier nix. Dann gibts eben tierisch Power. Mit übel anmachen ist da für solche Typen nichts drin, okay?“ Ja, so werde ich anfangen. Und komme sofort irre an damit.“ (Aus einem Beitrag im Taschenkalender für Soldaten 1986, herausgegeben vom Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs)

Wenn man von wenigen Euphorismen absieht (fetzig, geil, stark), ist das im Augenblick geltende Vokabular der Macker vorherrschend negativ: Null-Bock, abgeschlafft, abgefickt ... wir müssen es cool nehmen und auf gute Besserung hoffen.

Buchumfang müßte eine Untersuchung haben, wenn wir Verflachungen in der deutschen Gegenwartsprache behandeln wollten. Wer schöpft heute die Vielfalt der Zeitformen aus? Heinrich Zillich berichtet, daß er in der Brieftasche den Zettel eines väterlichen Freundes aufbewahrt habe, der den Merksatz enthielt: Du *hattest* in Königsberg zu tun, *fuhrst* nach Dresden, *bist* dann nach Berlin gereist, *bast* dort einiges erledigt, *weilst* nun hier, *begibst* dich morgen nach Weimar, *wirst* schließlich München aufsuchen, nachdem du Nürnberg wiedergesehen *haben wirst*. Als eine besonders erlesene Zeitform erwähnt er das Futurum exactum; ein Liebchen fragt den jungen Mann: Was wirst du mir schenken? Was du mit wert gewesen sein wirst.

Seit das Deutsche nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben und gedruckt wird, stehen Sprache und Schrift in einem engen Wirkungszusammenhang. Wir besaßen in der ‚deutschen Schrift‘ (Fraktur, gotische Schrift, Sütterlin, Kurrent-Buchstaben) ein wesensähnliches Gegenstück zu unserer Sprache. Noch wird darüber gestritten, ob der Übergang zur lateinischen oder Antiqua-Schrift gerechtfertigt war. Gewiß ist er eher vertretbar als der neuerdings heftig beredete Verzicht auf die für das Deutsche kennzeichnende Großschreibung der Hauptwörter. Nur gelegentlich wird eingestanden, daß der Abscheu vor jeder Form des ‚Hierarchischen‘ hinter diesen Bestrebungen steht. Der Begriff ‚gemäßigte Kleinschreibung‘ ist eine Irreführung. Die Hervorhebung der Substantive im Deutschen ist die Frucht einer folgerichtigen und sinnvollen Entwicklung. Luther war nicht willkürlich im Laufe der Bibelübersetzung zur Großschreibung gelangt. Er besaß ein sicheres Gefühl für eine Gliederung der Texte.

Hier nur die wichtigsten Gründe gegen einen Bruch mit gewachsenem Brauch. Die Klarheit und Eindeutigkeit ginge in vielen Fällen verloren: ‚die fremden sprachen‘ = die Fremden sprachen? die fremden Sprachen? ‚er hatte liebe genossen‘ = er hatte Liebe genossen? er hatte liebe Genossen? ‚mit den arbeitenden teilen‘ = mit den Arbeitenden teilen? mit den arbeitenden Teilen? ‚die alten sagen‘ = die Alten sagen? die alten Sagen? und so weiter.

Immer wieder wird behauptet, das Deutsche sei besonders schwierig und dementsprechend schwer zu erlernen. Wie sollte das bei einer wortreichen, vielgliedrigen und zugleich ‚freiheitlichen‘ Sprache wie der unseren anders sein! Die gewünschte Einfachheit wäre nur durch schmerzlichen Verzicht auf vielen Feldern zu erreichen. Wer so klagt, übersieht, was andere Sprachen dem Lernenden zumuten. Nehmen wir die gängigste und vermeintlich leichteste, die englische Sprache. Wie wenig stimmt dort der Lautwert der Buchstaben mit der Aussprache überein! Der Vokal a etwa wird sehr unterschiedlich gesprochen in water, father, dark, to make, peace, earl. Dem Vokal o geht es nicht anders: to do, you, two, too, no, know, now, who, wood, blood, through, tough. Auch die Aussprache von Konsonanten erscheint willkürlich: in where bleibt das h stumm, in who ist es das w.

Wir ziehen aus dem Besprochenen den Schluß, daß jede Sprache als ein Erzeugnis – nein, eine Tätigkeit – des menschlichen Geistes unser Leben mit all seinen

Unvollkommenheiten nachzeichnet, also auch nicht vollkommen sein kann. Gerade deshalb ist sie unserem Verantwortungsgefühl anvertraut. Es ist nicht gleichgültig, in welche Richtung wir durch unser Sprechen und Schreiben die Entwicklung lenken. Warum widerstehen wir nicht öfter der Versuchung, uns mit einer ‚naßforschen‘ Phrase einem modischen ‚Trend‘ anzuschließen? Der Verfasser will nicht zur Verbreitung schlechter Gewohnheiten beitragen und begnügt sich deshalb mit wenigen zeitüblichen Torheiten als Beispiel. Der Begriff ‚anmachen‘ wurde bis in die jüngste Zeit nur in Verbindung mit Teig, Quarkspeisen, Feuer und elektrischem Licht verwendet. Auf anderer Ebene konnte uns auch ein Hund anmachen, und das war verdrießlich. Seit einiger Zeit machen sich Menschen gegenseitig an.

Was ist von einem ‚Institut für deutsche Sprache‘ in Mannheim zu erhoffen, das in einer Anzeige sagt: „Gesucht wird Mitarbeiter für folgende Aufgaben: Allgemeine Supervisorprobleme bei Frage- und Antwortprozessen, Parsing und Pattern-Matching über einer normalen Sprache und Backtracking- und Multiprocessing-Verfahren. Wir bieten die Möglichkeit zur Einarbeitung in eine very high level language aus dem Bereich Artificial Intelligence.“ (Karl Götz, ‚I like Deutsch‘, Berg 1981)

Wörtlich betäubt

Schon das alte China kannte die Rezepte, nach denen man fremde Völker kampflos zu unterwerfen vermag. Der Staatsphilosoph Sun Tsu hat vor mehr als 2500 Jahren geraten: „Zersetzt alles, was im Lande eurer Gegner gut ist. Verwickelt die Vertreter der führenden Schichten in verbrecherische Unternehmungen. Unterhöhlt ihr Ansehen und gebt sie im geeigneten Augenblick vor ihren Mitbürgern der Schande preis. Nutzt die Mitarbeit auch der gemeinsten Kreaturen. Stört mit allen Mitteln die Tätigkeit der gegnerischen Regierungen. Stiftet und verbreitet Streit unter den Bürgern, stachelt die Jugend gegen die Alten auf. Entwertet die Überlieferungen eurer Feinde.“

Zugleich riet man: Trachtet, daß eure Sprache mit eurem Geiste übereinstimmt, denn nur wenn Begriffe richtig sind, kann man sie zu Taten werden lassen. Der Edle trägt Sorge, daß in seiner Sprache Ordnung herrscht, damit er auch richtig zu handeln vermag.

Wer kennt nicht George Orwells beklemmende Zukunftsvisionen, die er insbesondere im Worttrug, in der Sprachmanipulation vorgezeichnet sah! Das hat ihn der Linken anrühlich gemacht, sie wirft ihm ‚Ideologieverdächtigung‘ vor. „Das wichtigste und zugleich tückischste Instrument der fiktiven Machthaber von ‚Oceania‘ zur Kontrolle der Geister ihrer Untertanen ist die Sprache. Sie ist es aber in diesem Staat nicht mehr nur, indem sie als Demagogie und Propaganda ein Werkzeug der Meinungsbildung wird, sondern indem sie nun durch ihre Beschaffenheit selbst nur noch bestimmtes, dem Regime günstiges oder ungefährliches Denken erlaubt. In Orwells Roman läßt eine totalitär regierende Partei eine neue englische Sprache entwerfen und verbreiten, die auf die geistige Beschränkung und Normalisierung des Menschen abzielt und ihn quasi zur Verblödung und zum Kadavergehorsam zwingt. Die genauen Charakteristika des ‚Newspeak‘ hat Orwell im Anhang zu seinem Roman dargestellt. Orwells Grundgedanke, daß eine veränderte Grammatik veränderte Denkstrukturen zur Folge haben,

daß ein eingeschränktes und modifiziertes Vokabular andere Denkinhalte mit sich bringen würde, ist zweifellos richtig ... Es läßt sich kein wirkungsvolleres Mittel denken, den Menschen seiner individuellen Handlungsfähigkeit und Urteilskraft zu berauben, ohne ihm zugleich physisch Gewalt anzutun, als ihn zur Benutzung einer entsprechend präparierten Sprache zu bringen.“ (Erasmus Schöfer, „Die Sprache im Dienst des modernen Staates“, in „Sprache im technischen Zeitalter“ Stuttgart 8/1962)

Es muß dem Leser überlassen werden festzustellen, wie weit wir uns den beschriebenen erschreckenden Zuständen bereits genähert haben. Die Gerechtigkeit verlangt einzugestehen, daß es nicht nur ein Vokabular gibt, das aus der Kälte des Ostens kommt. Arnold Gehlen hat in „Moral und Hypermoral“ aus leidvoller Erfahrung vermerkt, daß die Sieger „jeweils ihren Ideenvorrat, der mitgesiegt hat, durchdrücken und deren Handlanger jeden verbellen, der unerwünschte Dinge sagt“. Wie also spricht His Masters Voice? Im sowjetisch beeinflussten Deutschland: Planziel, Kundschafter (eigene), subversive Kräfte (fremde), Freiheitsbewegungen (genehme), Konterrevolutionäre (feindliche), Errungenschaften, Helden, Abweichler, Freundschaft, Klassenfeind und so fort. Die amerikanische Vormundschaft in Westdeutschland hat uns am stärksten vom Wirtschaftlichen her überwältigt. Vom Manager bis zum Dealer, vom Image bis zum Make-up reicht die nahezu endlose Kette, an die uns pures Konsumdenken mittlerweile gelegt hat. Ganze Straßenzüge mit allen Arten von Shops machen eine Reise nach Wildwest überflüssig. Gerd-Klaus Kaltenbrunner: „Das Abendland werde nicht an den totalitären Systemen zugrunde gehen“, schrieb Gottfried Benn vor 30 Jahren, „sondern an dem hündischen Kriechen seiner Intelligenz vor den politischen Begriffen“. Dies gilt vor allem für die Deutschen, deren Servilität gegenüber der Diktatur der Phrase besonders stark ausgeprägt ist.“ (Die Aula, Graz, 11/1980)

Den „real existierenden“ Zuständen in der DDR, verursacht durch das anhaltende Zur-Ader-Lassen durch den Großen Bruder während der vierzig Jahre redlicher Aufbauleistung, widerspricht der aufgekratzte Optimismus in den Medien und öffentlichen Parolen. In einer thüringischen Stadt prangte 1984 ein Plakat, das mit biblischem Pathos verkündete: „Seht, Großes wurde vollbracht.“ Der Volkswitz wehrt sich: Den Gang zur Urne nennt man „falten gehen“. Werden dort wirtschaftliche und soziale Probleme höchstens verschämt angedeutet, füllen sie bei uns den Hauptteil der Nachrichten und Kommentare. Der Parteienkampf wird hierzulande auch sprachlich ausgetragen: sagen die einen „marktwirtschaftlich“, formulieren die anderen „kapitalistisch“; was hier „angespannte Arbeitsmarktsituation“ genannt wird, heißt dort „Massenarbeitslosigkeit“; „Freistellung wegen produktionsorientierter Umstellung“ einerseits und „rücksichtslose Entlassungen“ andererseits.

Nicht unerwähnt darf der Einfluß sprachlicher Neubildungen auf das Rechtsbewußtsein und die Rechtsprechung bleiben. Welche Strafrechtstatbestände sind gegeben, wenn „aus politischem Idealismus“ geklaut wird oder Erziehungsheiminsassen befreit werden, ein „go-in“ oder „sit-in“ veranstaltet, „ziviler Ungehorsam“ geübt wird? Wenn der Angreifer, der erst nach Hilferufen der Frau flieht, als „unangenehm aktiv“ beschrieben wird – was kann ein solcherart „semantisch verunsicherter“ Richter noch wagen? Etwa „Isolationsfolter“ für „politische Gefangene“?

Vielleicht die verhängnisvollste Erscheinung in unserer Gegenwartsprache ist das Auseinanderdriften der Bedeutung und Auslegung vertrauter Begriffe. Es mag noch hingehen, daß unter einem Bonzen im übertragenen Sinne jede Partei etwas anderes versteht – einmal den Kapitalisten, ein andermal den Partei- oder Gewerkschaftsfunktionär. Wenn aber Begriffe wie Freiheit (‘Einsicht in die Notwendigkeit?’), Recht, Demokratie je nach Nützlichkeit und Tagesbedarf gedeutet werden, ist einer Verständigung der Boden entzogen. Eine ausnehmend heuchlerische Prägung war der Begriff ‘Demokratisierung’. Er hatte so ungefähr das Gegenteil dessen zum Ziel, was man landläufig vermuten durfte. Seiner Untersuchung wurden Veröffentlichungen gewidmet.

Nach Langenscheidts Wörterbuch bedeutet das englische Wort ‘fair’ schön, hell, rein, ehrlich, anständig, gerecht, im Sport regelgerecht, zugleich aber auch blond. Dieser sprachliche ‘Rassismus’ hat neuerdings eine Verstärkung erfahren. Immer häufiger taucht der Begriff ‘blauäugig’ auf, und zwar im Sinne von naiv, gutgläubig, vertrauensvoll, bieder, redlich. Von Haus aus milde abwertend gemeint, ist dieses Eigenschaftswort in einer Zeit, die sich soviel auf ihre Cleverness, ja Schlitzohrigkeit (erkennt man immer die Grenze zur Korruption?) zugute tut, doch wohl eine Auszeichnung.

Welchen Schluß können wir aus solchen Einzelbeobachtungen ziehen? Unsere Sprache lebt. Sie ist nicht kränker als die Menschen, die sie sprechen. Was wir an Souveränität wiedergewinnen – geistige und staatliche –, wird sich in der Sprache spiegeln.

Anfang der zwanziger Jahre tagte die Kommunistische Internationale in Moskau. Neben dem Rednerpult saß Karl Radek und half aus, wenn Verständigungsschwierigkeiten auftraten. Der deutsche Vertreter sprach von der Liebe zur Sowjetunion, schwärmte von Internationalismus und Solidarität – Radek übersetzte ins Russische. Ein Franzose klagte den Imperialismus an und malte die kommenden herrlichen Zeiten aus – Radek übersetzte. Der Engländer sprach, dann ein Inder, ein Mongole, sogar ein Eskimo – Radek übersetzte. Die Genossen staunten. „Wir wissen, daß du viele Sprachen kannst, aber auch die des Mongolen und des Eskimo? Verstehst du denn, was die gesagt haben?“ Darauf Radek: „Nu!? Was werden sie schon gesagt haben?“

„... Gott danken, daß ich deutsche Sprache rede“

schrrieb der Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt 1841 aus Frankfurt am Main in einem hochgestimmten Brief an seine Schwester. Die Schlußakte der Konferenz von Helsinki ist in ihrer deutschen Fassung von den Vertretern aus allen Lagern erarbeitet worden: aus dem Westen die Bundesrepublik Deutschland, aus dem Osten die DDR, aus dem Lager der Neutralen Österreich, die Schweiz und Liechtenstein. Rundfunk- und Fernsehsender, erst recht die Nachrichtensatelliten überschreiten Staatsgrenzen (ein Gebiet bei Dresden wird im Volksmund wegen der schlechten Empfangsverhältnisse für das Westfernsehen ‘Tal der Ahnungslosen’ genannt). Noch können wir die meisten Pointen der Witze, die uns ein Rentner von drüben erzählt, verstehen. Das sind einige Schlaglichter verschiedener Wertigkeit auf das gesamtdeutsche Sprachproblem, die Hoffnung geben.



Man kann es aber auch ernster sehen. Die ‚Polyzentrik‘ der deutschen Kulturnation war seit je eine Gefahr. Man kann sich zwar mit dem Reichtum der Vielfalt trösten – dem *einen* Paris stehen bei uns Berlin, Wien, München, Köln, Dresden, Hamburg, Weimar gegenüber –, aber in Zeiten wie den unseren nehmen die Fliehkräfte zu. Noch ist der Grundbestand der Wörter im Leipziger und im Mannheimer Duden der gleiche – an den Rändern aber fransen diese Gemeinsamkeiten aus, aus ideologischen und opportunistischen Gründen. – Österreichische Regierungsstellen trachten, ungeachtet der Tatsache, daß das Bairisch-Österreichische eine der deutschen Mundarten ist, ihre Eigenstaatlichkeit durch die Betonung von Regionalismen zu stützen. So enthält das ‚Österreichische Wörterbuch‘ allzuvielen Ausdrücke des Wiener Vorstadtjargons. – Angesichts der stark abweichenden Mundartformen in den Kantonen der Schweiz wird die gemeinsame Hochsprache nicht entbehrt werden können, bei aller löblichen Wertschätzung des Bodenständigen.

Das Schicksal der deutschen Volksgruppen im Ausland kann nur tragisch genannt werden. Lösungen wie neuerdings in Eupen sind seltene Lichtblicke. Auch im Elsaß bleiben noch viele Hoffnungen unerfüllt, selbst wenn der Straßburger Bürgermeister Pflimlin schon vor längerer Zeit erklärt hatte: „Der Deutschunterricht ist höchst wünschenswert, denn die deutsche Sprache ist die literarische Form unserer Dialekte. Für einen Elsässer ist das Deutsche also eine Form seiner intellektuellen Entwicklung.“ – Die Lage in Südtirol kennen viele Bundesdeutsche aus eigener Erfahrung. – Bewundernswert ist die Treue der Rußlanddeutschen zu ihrer Sprache, leidgeprüft sind auch die Deutschen in Siebenbürgen, im Banat und an der Donau.

Die Einbußen des deutschen Sprachgebietes durch die Vertreibung der Deutschen aus den Ostprovinzen des Reiches und dem Sudetenland würden eine eigene Darstellung verdienen. Aus Polen kommen deutsche Aussiedler, denen man muttersprachliche Schulen vorenthalten hat und die vor der Schwierigkeit stehen, als Erwachsene ihre Muttersprache lernen zu müssen.

Noch sprechen mehr als hundert Millionen Menschen die Sprache Gutenbergs, Goethes und Heisenbergs. Sie haben teil an einem Schatz von Wissen und Poesie, finden in ihr eine Brücke zu allen Kulturen dieser Welt, zur Vergangenheit wie zur Zukunft. Denn in der Sprache liegen Überdauerndes und der Keim für Künftiges. Als Johannes R. Becher eine Hymne für die „DDR“ verfaßte, ahnte er nicht, daß sie im Ursprungsland verstummen würde (sie wird nur noch gespielt, nicht mehr gesungen), wir indes jene Worte mit Überzeugung bejahen können:

Auferstanden aus Ruinen
und der Zukunft zugewandt,
laß uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
und wir zwingen sie vereint,
denn es wird uns doch gelingen,
daß die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Aus der Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur können gegen eine Kostenspende von je 3, – bis 6, – DM (nach Umfang) nebst Porto bei der Geschäftsstelle der Akademie, Richard-Strauss-Str. 48, 8000 München 80, Ruf (089) 4 70 55 79, noch bezogen werden:

Heft 1	Fritz Stüber:	„Volk, Sprache und Dichtung“
Heft 4a	Walter Reiprich:	„Gedanken zur 50. Wiederkehr der Abstimmung in Oberschlesien“
Heft 4b	Karl Günther Stempel:	„Wurf in die Zukunft“
Heft 5	Karl Günther Stempel:	„Vom sozialen Wesen und Auftrag des Menschen“
Heft 7	Peter Scheurich:	„Unsere Pflicht“
Heft 8	Heinrich Härtle:	„Kant und der europäische Geist“
Heft 9	Karl Günther Stempel:	„Freiheit und Bindung“
Heft 10	Hermann Oberth:	„Politik und Kunst“
Heft 11	Roland Timmel	„Österreich in der deutschen Volksgeschichte“
Heft 12	Kurt Falkenthal:	„Der Kunstverfall in der Musik“
Heft 14	Peter Scheurich:	„Standort und Verhalten“
Heft 15	Otthinrich Müller-Ramelsloh:	„Grundsatzfragen im philosophischen, insbesondere im ethischen Denken“
Heft 16	Otthinrich Müller-Ramelsloh:	„Das Ende der Großen Philosophie“
Heft 18	Otthinrich Müller-Ramelsloh:	„Dialektik, Ethik und Naturgesetzlichkeit, Gott“
Heft 19	Peter Scheurich:	„Ganzheitsschau als Notwendigkeit“
Heft 20	Kurt Hommel:	„Noh – das klassische Theater in Japan“
Heft 21	Werner Koeppen:	„Die deutsch-russischen Beziehungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“
Heft 22	Werner Koeppen:	„Deutschland und Europa im Spiegel der Wittelsbacher“
Heft 23	Karl Günther Stempel:	„Untergang oder Wiedergeburt des Abendlandes?“
Heft 24	Otthinrich Müller-Ramelsloh:	„Kybernetisches Denken · Ein Weg zu neuer Welt-sicht“
Heft 25	Walter Eckhardt:	„Geschichte – Erbe und Aufgabe“
Heft 26	Peter Scheurich:	„Das naturgeforderte Moralgesetz“
Heft 27	Walter Eckhardt:	„Goethe – Betrachtung, Bewahrung“
Heft 28	Norbert Scharnagl:	„Gedanken um das Reich“
Heft 29	Peter Scheurich:	„Bildung als Überlebenschance“
Heft 30	Julius Neels:	„Große Deutsche europäischen Geistes“
Heft 31	Peter Scheurich:	„Zum geistespolitischen Umfeld beider Weltkriege“
Heft 32	Walter Reiprich:	„Gerhart Hauptmann – Dichter und Denker“

Die Titel „Hölderlin, Dank und Bekenntnis“, „Dürers lebendiges Werk“, „Das lebensrichtige Menschenbild“, „Deutsches Lebensrecht und europäische Friedensordnung“ sowie „Österreich – tausend Jahre deutsche Geschichte“ sind vergriffen.



1987

Gugath Druckerei und Verlag GmbH, 8000 München 21, Ruf (089) 701081

